

Daniel Mullis: „Der Aufstieg der Rechten in Krisenzeiten“

Die Regression der Mitte

Von Moritz Klein

Deutschlandfunk, Andruck, 08.07.2024

Die Mitte ist nicht unbedingt der demokratische Mehrheitsblock, der sich rechten Tendenzen entgegenstellt. Sondern die Mitte trägt Tendenzen in sich, die nach rechts streben. Das führt der Konfliktforscher Daniel Mullis in seinem Buch aus. Hintergrund seien Privilegien und der Unwille, das eigene Leben und Denken angesichts von Krisen zu verändern.

Das Fazit einer dringenden Leseempfehlung sei gleich vorweggenommen: Was Daniel Mullis hier vorlegt, könnte sehr zum Abbau eines Denkhemmnisses beitragen, das uns in aktuellen Debatten über den sogenannten „Rechtsruck“ und dessen Ursachen allenthalben begegnet. Wo zumeist die Bedrohung allein rechtsaußen, hierzulande bei der AfD, verortet und die „Mitte der Gesellschaft“ als demokratischer Gegenpol und Stabilitätsanker beschworen wird, untersucht Mullis Prozesse in ebenjener „Mitte“, die von sich aus nach rechts tendieren. Und er zeigt in profunden, äußerst geduldigen Analysen die komplexen strukturellen Ursachen auf.

Zentral ist der Begriff der „Regression“. Das Gegensatzpaar „progressiv“ vs. „regressiv“ meint die Ausweitung oder aber exkludierende Schließung des Raums der politischen und sozialen Teilhabe. Was Mullis herausarbeitet, sind längerfristige regressive Tendenzen, die eine schleichende Verschiebung des gesamten politischen Raums nach rechts bewirken – das heißt in Richtung von Vorstellungen der Ungleichwertigkeit von Menschen, die auf konkrete Ungleichbehandlung abzielen.

Regressive Tendenzen überwiegen

Brennglasartig zeigt Mullis diese Diskursverschiebung im ersten Teil des Buchs zunächst an den aufeinanderfolgenden Krisen der letzten anderthalb Jahrzehnte. Entscheidend ist für ihn die politische Bearbeitung der Krisen und die Bewertung des mit ihnen verbundenen Protestgeschehens. Deutlich wird in der chronologischen Rekapitulation,

„dass in den letzten Jahren progressive sowie regressive Bewegungen gleichzeitig um die Gesellschaft rangen, aber gerade letztere verstärkt in der Mitte anzuknüpfen vermochten. Eine Ursache liegt darin, dass [...] der progressive Protest weiterhin als mit der Mitte im

Daniel Mullis

Der Aufstieg der Rechten in Krisenzeiten. Die Regression der Mitte

Reclam Verlag

336 Seiten

22,00 Euro

Konflikt stehend interpretiert wird, während regressive Mobilisierungen als Ausdruck der Sorgen ebendieser Mitte gedeutet werden.“

Sein eigenes, sozialwissenschaftlich fundiertes Bild von der „Mitte“ und ihren Sorgen entwirft Mullis im zweiten Teil des Buchs. Dessen empirische Grundlage ist die Stadtteilmforschung in Frankfurt am Main und Leipzig. Befragt wurden Angehörige der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft, die von der Politik nach wie vor als normsetzende „Mitte“ adressiert wird. Es sind Milieustudien der Einstellungsforschung, die Alltagswahrnehmung, Zukunftsängste und Glückserwartungen in den Blick nehmen. In diesen Wohnzimmergesprächen entsteht nach und nach das Bild einer „Mitte“, deren Vorstellungshorizont sich schon seit Längerem ins Postdemokratische verschiebt.

Das Ende der Privilegien und die Folgen

Das in der Nachkriegszeit etablierte, für die Mitte milieubildende Stabilitätsversprechen von Planbarkeit, Ruhe und individuellem Glücksstreben sei in Zeiten epochaler Umbrüche nicht einzuhalten und werde so zum Motor der Regression. Mullis beschreibt ein Milieu, das sich lange als das maßgebliche, normsetzende fühlen durfte und für seine Interessen nicht erst kämpfen musste.

Der Lebensentwurf der Mitte erscheint somit als im Grunde apolitischer, der Politik eher als Verwaltungs-Dienstleistung sieht, die im Normalfall unbemerkt ablaufen soll. Die Selbstverständlichkeit der gewohnten Privilegien verfallende schon seit Längerem, schreibt Mullis – durch gesellschaftliche und weltpolitische Veränderungen und die epochale ökologische Systemkrise des Klimawandels.

Die Neuverhandlung vermeintlicher Selbstverständlichkeiten erlebe diese Mitte als Einbruch der Politik in die eigene, lange unbehelligte Existenz im Privaten. Die Sehnsucht nach einer unkomplizierteren – sei es auch weniger inklusiven – Normalität von gestern mache die Mitte anfällig für regressive Abschottungsfantasien und autoritäre Scheinlösungen.

„Rechtsaußen gewinnt die Mitte, [...] indem die Hoffnung geschürt wird, die eigenen Privilegien als Individuum und als Nation erhalten zu können. Die damit verbundene Ungleichheit wird von den Menschen möglicherweise sogar gesehen und kritisiert, aber letztlich in Kauf genommen, weil man zumindest ahnt, dass die Privilegien ohne Ungleichheit und Ausgrenzung nicht zu halten sein werden. Es ist der Wunsch, sich trotz aller Krisen nicht ändern zu müssen, der das rechte Angebot in Zeiten der Verunsicherung attraktiv macht.“

Vorstellungen von Ungleichwertigkeit werden anschlussfähig

Krisen sind für Mullis wohlgermerkt weder Ausnahmezustände noch außergesellschaftliche Ereignisse. Vielmehr legen sie bereits vorhandene Brüche offen. Die „Tiefenstrukturen“, aus denen diese Brüche entstehen, analysiert Mullis im dritten Teil des Buchs in historischer Langzeitperspektive. Als wesentlichen strukturellen Regressionsfaktor sieht er etwa die Ungleichheit, die von der herrschenden neoliberalen Ordnung zugleich materiell produziert und ideologisch als Leistungsgerechtigkeit legitimiert wird. Dies biete eine Anknüpfungsmöglichkeit für rechte Ungleichwertigkeits-Vorstellungen. Eine herausgehobene Rolle spielen dabei meist schon vorhandene rassistische Ressentiments.

Zugleich untergrabe die jahrzehntelang eingeübte neoliberale Weltsicht mit ihrem eingefleischten Individualismus und Konkurrenzdenken die Fähigkeit, auf die zunehmenden strukturellen Probleme und Verteilungskonflikte kollektive, solidarische, progressive Antworten zu finden. Ganz grundsätzlich wirkten im gegenwärtigen Gefüge regressive Szenarien schlicht plausibler. Fast gänzlich abwesend seien in der Mitte denn auch kollektive politische Visionen oder gar Utopien, die über ein Bewahren des Bestehenden bzw. ein „retten, was noch zu retten ist“ hinausgingen.

Gerade aus diesem Befund der Visionslosigkeit leitet Mullis aber auch Vorschläge für eine Gegenstrategie ab:

„Was es braucht, ist eine ehrliche und offene Beschreibung der Zukunft, die auch schwierige Herausforderungen benennt und zugleich aufzeigt, dass es trotz des unweigerlichen Verlustes von Privilegien vieles gibt, auf das es sich zu freuen lohnt.“

Statt den thematischen Boden der Rechten zu beackern und im ewigen Gerede um Migration Probleme zu externalisieren; statt weiter das Trugbild einer nur noch gewaltsam zu verteidigenden ‚Normalität‘ zu beschwören, müsse das demokratische Ideal der gleichen Teilhabe für alle starkgemacht werden als Wert und Ziel an sich – in einem Wort: als politische Vision.